

Editorial

Ethnologie und interkulturelle Kommunikation

von Alexander Laviziano und Martin Sökefeld

Interkulturell ist in. In der globalisierten Welt sind, der MacDonaldisierung zum Trotz, kulturelle Unterschiede bewusster geworden. Es ist nahezu Commonsense, dass man sich auf unterschiedliche kulturelle Gegebenheiten einstellen sollte und dass die (versuchte) Verständigung zwischen Kommunikationspartnern aus unterschiedlichen Kulturen Missverständnisse und Schwierigkeiten hervorbringen kann, an denen so manche Geschäftsbeziehung gescheitert ist. Der Sinn interkulturellen Trainings für Mitarbeiter von Unternehmen, die im Ausland tätig sind, steht kaum noch in Frage, aber auch im Inland wird etwa die „interkulturelle Öffnung“ von Behörden und pädagogischen Einrichtungen gefordert, und immer mehr Stellenanzeigen verlangen als Qualifikation „interkulturelle Kompetenz.“ Interkulturelle Kommunikation ist der Schlüssel, der die Tür zur Verständigung mit Angehörigen anderer Kulturen öffnen soll. Wissen über kulturelle Zusammenhänge – über die eigenen Werte, Normen, Redeweisen und Umgangsformen im Vergleich mit „fremden Kulturstandards“ oder „Kulturdimensionen“ – soll helfen, sich auf interkulturelle Begegnungen einzustellen und Missverständnisse zu vermeiden.

Es wäre zu erwarten, dass die Ethnologie, die als Wissenschaft vom kulturell Fremden entstanden ist und auf interkultureller Verständigung in der Feldforschung basiert, im Praxisfeld der interkulturellen Kommunikation eine zentrale Rolle spielt. Nicht zu letzt gilt auch ein Ethnologe, Edward T. Hall, als Stammvater der interkulturellen Kommunikation. Trotzdem werden die interkulturellen Institute und Trainingsprogramme überwiegend von Psychologen, Erziehungs- und Sprachwissenschaftlern oder auch von Ökonomen geleitet, Ethnologen spielen eine marginale Rolle. Woran liegt das? Warum bringen sich Ethnologen eher selten in das Praxisfeld der interkulturellen Kommunikation ein? Vermutlich gibt es vor allem zwei Gründe. Der erste Grund bezieht sich auf das Kulturkonzept. Obwohl Kultur nach wie vor ein zentraler Begriff der Ethnologie ist, ist sie vielen Ethnologen suspekt geworden. Wenn es unter Ethnologen noch einen

Konsens über Kultur gibt, dann den, dass Kultur komplex ist. Kultur lässt sich nicht mehr auf bestimmte einzelne Faktoren reduzieren, wie die verschiedenen Kulturtheorien es lange versucht haben, etwa auf Werte, auf Wissen, auf Symbole oder auf Praktiken. Kultur umfasst all diese Aspekte (und viele weitere), sie ist vielschichtig und damit schwer fassbar. Schließlich ist Kultur auch eine Form der Repräsentation, die von großer politischer Bedeutung ist, mit der Macht beansprucht oder ausgeübt wird, mit der Menschen bestimmte Identitäten zugeschrieben und Differenzen einerseits überhöht und andererseits ausgelöscht werden. Simple, noch dazu oft deterministische Kulturkonzepte, die interkulturellen Trainings häufig zu Grunde liegen–der Guru der interkulturellen Kommunikation, Geert Hofstede, bestimmt Kultur etwa als „software on the mind“ und als „mental programming“–widersprechen einem komplexen ethnologischen Kulturverständnis. Noch dazu ist die simplifizierende Redeweise von etwa „der japanischen“ oder „der chinesischen Kultur“, die in vielen interkulturellen Trainings gang und gäbe ist und Kultur auf bestimmte Stereotype reduziert, vielen Ethnologen, die sich der Komplexität und Pluralität „chinesischer“ und „japanischer“ Kultur bewusst sind, ein Gräuel.

Der zweite Grund, weshalb Ethnologen im Feld der interkulturellen Kommunikation nur eine untergeordnete Rolle spielen, hat mit dem spannungsgeladenen Verhältnis von Theorie und Praxis zu tun, das Kristina Schilling am Anfang ihres Beitrags in diesem Band auf den Punkt bringt. Die Reinheit der Theorie lässt sich in der Praxis nicht durchhalten. Pierre Bourdieu hat in seinem Buch „Sozialer Sinn“ die Merkmale von Theorie und Praxis einander gegenüber gestellt: Theorie muss logisch sein, widerspruchsfrei, stringent. Praxis will dagegen Ziele erreichen und Ergebnisse hervorbringen–ob sie dabei logisch und widerspruchsfrei ist und den Ansprüchen der Theorie genügt, ist für die Praxis selbst von untergeordneter Bedeutung. Interkulturelle Kommunikation ist wie jede Form des kommunikativen Handelns eine Praxisform. Der Erfolg interkultureller Praxis misst sich nicht daran, ob sie theoretischen Modellen und Kulturkonzepten genügt, sondern daran, ob sie Verständigung und miteinander Handeln ermöglicht. Der ständige Verweis auf theoretische Modelle (die, wie Bourdieu sagt, vorgeben, die Praxis zu beschreiben, aber sie doch nicht erfassen), kann da eher stören. Damit soll nicht gesagt sein, dass Praxis im Gegensatz zur Theorie nicht reflexiv ist. Beide sind refle-

xiv, aber auf sehr unterschiedliche Weise: Die Reflexivität der Praxis ist in die Zukunft gerichtet, sie versucht das Handeln und Sprechen des Gegenüber zu antizipieren und sich bereits im Vorwege darauf einzustellen. Die Reflexivität der Theorie ist dagegen eher rückwärtsgerichtet, sie schaut ob das, was gesagt wird, zu dem passt, was bereits gesagt wurde. So kann die Praxis interkultureller Kommunikation und des Trainings interkultureller Kommunikation vermutlich nie ganz den Ansprüchen ethnologischer Kulturtheorie genügen. Sie simplifiziert, wo doch Komplexität zu beachten wäre, und arbeitet mit Stereotypen, die es doch gerade in Frage zu stellen gälte. Trotzdem sind Trainings oft erfolgreich und helfen, sich in einer kulturell fremden Welt zu orientieren.

Dies soll kein Plädoyer dafür sein, die kritische Debatte über Kultur der letzten Jahre zu vergessen und sich unkritisch in die Praxis zu stürzen; aber die theoretische Kritik sollte den Weg in die Praxis nicht verstellen – andernfalls würde sie sich letztlich selbst entwerten.

Wir sind der Ansicht, dass Ethnologie einen wichtigen Beitrag zur interkulturellen Kommunikation zu leisten hat, nicht nur im Sinne des Wissens über andere kulturelle Formen und Zusammenhänge, sondern auch in der Reflexion über kulturelle Differenz und ihre Folgen.

Ziel des Schwerpunktthemas „Ethnologie und interkulturelle Kommunikation“ ist es, einen Überblick über Perspektiven der Ethnologie im Praxisfeld interkulturelle Kommunikation zu geben. Einige Ethnologinnen und Ethnologen, die sich mit interkultureller Kommunikation beschäftigen, sind als Autorinnen in diesem Band versammelt. Das Spektrum der Beiträge zeigt, dass sich das Feld der interkulturellen Kommunikation inzwischen in verschiedene Bereiche aufgliedert hat.

Alexander Laviziano führt in das Thema Ethnologie und interkulturelle Kommunikation ein, gibt einen Überblick zur historischen Entwicklung des Feldes und diskutiert kritisch die Schlüsselkonzepte „Kultur“ und „Kommunikation.“ Die beiden danach folgenden Beiträge behandeln das Spezialgebiet der interkulturellen Mediation. Elisabeth Reif problematisiert das „euroamerikanische Mediationsmodell“, das kulturelle Differenz nicht beachtet, aber selbst von kulturellen Prämissen geprägt ist. Sie zeigt, dass dieses Modell in interkulturellen Situationen schnell an seine Grenzen gerät und fordert ein kultursensitives Mediationsmodell. Claude- Hélène Mayer setzt dieses Thema in ihrem Beitrag fort, in dem

sie ein Modell der interkulturellen Mediation vorstellt und die konkreten Herausforderungen und Techniken einer Mediation im interkulturellen Setting diskutiert. Ulrike Müller gibt am Beispiel des Ausländerbeirats in einer süddeutschen Stadt einen Einblick in die Schwierigkeiten bei der Verständigung zwischen Migranten und kommunalen Institutionen. Dabei kritisiert sie die Missachtung der Machtfrage in der sprachwissenschaftlichen Literatur über interkulturelle Kommunikation und dokumentiert mit ihrem eigenen ethnographischen Fallbeispiel die politische Dimension kultureller Zuschreibungen. Die beiden nächsten Artikel diskutieren die Rolle von kultureller Differenz und interkultureller Kommunikation im Praxisfeld von Medizin und Pflege. Magdalena Stülb und Yvonne Adam besprechen das Verhältnis zwischen ÄrztInnen und PatientInnen, stellen das Konzept der transkulturellen Pflege vor und diskutieren die Rolle der Sprache bei der medizinischen Versorgung von Migranten. Dabei betonen sie die Vielschichtigkeit interkultureller Kommunikationskonstellationen im Pflegekontext. Andrea Kuckert greift auf Erfahrungen im niederländischen Gesundheitswesen zurück. Sie betont, dass die Fortbildung des Pflegepersonals allein die Probleme der Interkulturalität nicht lösen kann. Statt dessen fordert sie eine größere kulturelle Diversität des Pflegepersonals und analysiert gleichzeitig die Strukturen in der Ausbildung, die dazu führen, dass Migranten unterrepräsentiert bleiben. In ihrem Erfahrungsbericht aus der eigenen beruflichen Praxis geht Katrin Gratz auf das klassische Feld des interkulturellen Trainings ein und schildert auch die Problematik der Selbständigkeit. Kerstin Römhild schließlich erläutert am Beispiel des Projekts „diversity hamburg“ das Konzept des Diversity Managements. Wir hoffen, dass dieses Heft eine verstärkte Diskussion über die (tatsächliche und mögliche) Rolle der Ethnologie im Praxisfeld der interkulturellen Kommunikation anregt.

Alexander Laviziano hat am Institut für Ethnologie der Universität Hamburg studiert, Martin Sökefeld ist dort wissenschaftlicher Assistent.